

INA JENS



Maja

KINDHEITSERINNERUNGEN AUS
DEM BÜNDNERLANDE

NULL
NP
PAPIER

Ina Jens

Maja

Kindheitserinnerungen aus dem Bündnerlande

Ina Jens

Maja

Kindheitserinnerungen aus dem Bündnerlande

Überarbeitung und Korrekturen: Null Papier Verlag

Herausgeber: Jürgen Schulze

Published by Null Papier Verlag, Deutschland

Copyright © 2017 by Null Papier Verlag

1. Auflage, ISBN 978-3-962810-55-9

null-papier.de/477

Das hier veröffentlichte Werk ist eine kommentierte, überarbeitete und digitalisierte Fassung und unterliegt somit dem Urheberrecht. Verstöße werden juristisch verfolgt. Eine Veröffentlichung, Vervielfältigung oder sonstige Verwertung ohne Genehmigung des Verlages ist ausdrücklich untersagt.

N U L L
—
NP
—
P A P I E R

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
Mein Lebensretter und mein Zeugnis	7
Wie der liebe Gott mir einmal geholfen hat	18
Die gestohlene Teekanne	26
Als ich auswanderte	32
Das himmelblaue Kleid	42
Ein böser Dorfgenosse	54
Auf die Alm	67
Eva Bendli	81
Ostern	100
Etwas von einem »Florentiner«	117
Das erste verdiente Geld	130
Eine Leichensitzung	138
Kinderfreundschaften	152
Karussellfahren	163

Danke

Danke, dass Sie dieses E-Book aus meinem Verlag erworben haben.

Sollten Sie Fehler finden oder Anregungen haben, so melden Sie sich bitte bei mir.

Ihr

Jürgen Schulze, Verleger, js@null-papier.de

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Vorwort

Mein Heimatdorf liegt irgendwo im lieben Bündnerlande friedlich eingebettet zwischen himmelhohen Bergen. Jeden Morgen, wenn ich der Sonne die Fenster öffnete, grüßten mich die vergoldeten weißen Häupter der rätschen Alpen. Andächtig sah ich dann wohl zu den stolzen Höhen empor, sah mit staunenden Kinderaugen, wie über den zackigen Firnen der goldene Sonnenball emporstieg und seinen Glanz wie einen schimmernden Schleier über weiße Hänge, dunkle Wälder, alte Burgen, ja über das ganze liebliche Tal hinwarf.

Schön, wunderbar schön schien mir dann die Heimat; aber die Seele eines Menschenkindes ist voller Rätsel. Wenn man es am besten und am schönsten hat, erwacht die Sehnsucht nach etwas noch Besserm, etwas noch Schönerem. Und so kam es denn auch, dass immer dann, wenn Berg und Tal besonders herrlich vor mir lagen, ich wie aus endlosen Weiten ein seltsames Locken und Rufen zu hören glaubte. Bald schien der silberne Ton aus den weltfernen Bergen zu kommen, bald schien er aus den Tiefen meines Herzens zu klingen, bald trafen sich die Stimmen der Seele in sehnsuchtsvollem Zusammenklang, und dann rang es sich wie ein Gebet von meinen Lippen: »Wie grenzenlos schön muss es erst

dort hinter jenen Bergen sein! Einmal, ein einziges Mal nur über die hohen Felsentürme weg in die Welt hinaus, ach, wer das doch könnte!«

Und die Zeit kam, wo ich das wirklich konnte. Tief atmend ließ ich die Heimat hinter mir und fuhr mit tausend Erwartungen in die Welt hinaus, die wie ein Märchenland mir rief und winkte. Ich wanderte durch vieler Herren Länder, sah, wie sich überall Schönheit an Schönheit reiht, sah endlose Ebenen, leuchtende, breite Flüsse, wunderbare Städte, fremde Menschen, aber je weiter ich wanderte, um so größer, um so heißer wurde die Sehnsucht. Immer weiter! Immer weiter! rief es in mir. Wohin? Wohin denn eigentlich, du ruheloses Herz? Und ich fuhr über das uferlose, unbegrenzte Meer bis an die herrliche Küste des Stillen Ozeans, und da bin ich geblieben, denn irgendwo muss der Mensch eine Heimstatt haben. Das Land, in dem ich wohne, ist auch einzig schön. Die Berge sind noch höher als die im lieben Bündnerland, die Seen noch von tieferem Grün, die Wälder einsamer, dunkler und gewaltiger, der Boden fruchtbar wie Gartenreich; die Blumen von betäubendem Duft, jahraus, jahrein in ewiger Schönheit blühend, der Himmel in strahlendem Blau und das Meer wie ein blendender Spiegel, ewig wechselnd in Glanz und Farbenpracht ...

Meine Sehnsucht müsste schweigen, aber ach ...

»Heimat, süße Heimat«

Alle Schönheit der Welt gäbe ich hin, wenn ich einmal noch dein liebes Antlitz wiedersehen, einmal

noch Heimatluft atmen dürfte, einmal noch mit Schnee und Winterkälte und Tannenduft beim Klange deiner Kirchenglocken Weihnachten feiern könnte in dem kleinen Dorfe, wo ich meine Kinderzeit mehr als bescheiden und doch so glücklich verlebte, wie es die nachfolgenden, einfachen Erzählungen zeigen mögen!

I. J.

Mein Lebensretter und mein Zeugnis

In unserem Dörfchen gab es eine Sommer- und eine Winterschule. Der Besuch der Winterschule war obligatorisch. In die Sommerschule konnte gehen, wer wollte. Selbstverständlich besuchte ich die Sommerschule, schon aus dem einfachen Grunde, weil, wäre ich zu Hause geblieben, ich tagelang im glühenden Sonnenbrande auf endlos weiten Wiesen hätte Heu nachrechen müssen.

Außerdem trieb mich in diesem meinem zehnten Lebensjahre ein fast krankhafter Ehrgeiz in diese Sommerschule. Ich hatte nämlich im vergangenen Jahre ein selten gutes Zeugnis erhalten, stand doch darin, dass ich während des Schulbesuchs »ausgezeichnet fleißig« gewesen sei, ein Zeugnis, das Generationen vor mir niemand aufzuweisen imstande gewesen wäre.

»Ausgezeichnet fleißig!« Das ganze Dorf sprach davon, nämlich wenn ein Huhn ein Ei legte, sprach auch das ganze Dorf darüber, so interessiert waren die lieben Mitmenschen damals in dem kleinen Dorfe. Dieses Mal waren auch alle merkwürdig einer Meinung, nämlich dass ich dieses Zeugnis überhaupt nicht verdient habe, dass ich ein ganz nichts-

nutziges kleines Mädchen sei und man den Lehrer einfach nicht begreifen könne. Ich jedoch kümmerte mich nicht im geringsten um die Giftworte, die ich rechts und links zu hören bekam, sondern blähte mich wie ein Frosch in der Sonne, sah nur von Zeit zu Zeit in mein Zeugnis, um mich zu vergewissern, dass das Wörtchen »ausgezeichnet« auch wirklich und wahrhaftig noch dastand und nicht etwa plötzlich wie ein Vogel davongeflogen sei. Es stand aber unverrückbar da, lachte mich an, entzückte mich, be rauschte mich derart, dass ich den festen Vorsatz fasste, auch in diesem Jahre mir dieses wunderbare Prädikat zu verschaffen, und mit diesem, wie mir schien heiligen Entschlusse betrat ich die Sommerschule.

Drei Monate gingen wie im Fluge vorbei. Ich war während der ganzen Zeit geradezu überfleißig und überaufmerksam gewesen. Unter allen Arbeiten standen die besten Noten, und über mein Zeugnis brauchte ich mir gewiss keine Gedanken zu machen. Ein zweiter Triumph, ein zweites »Ausgezeichnet fleißig« leuchtete lieblich wie ein Stern vor meiner Seele.

Die letzte Schulwoche war da, und eine große Erwartung erfüllte mich. Ich ging wie auf Bergeshöhen unter meinen Mitschülern einher, sah innerlich geradezu verächtlich auf sie nieder und fühlte mich grenzenlos erhaben. Das Sprichwort von den Bäumen, die der liebe Gott nicht in den Himmel wachsen lässt, kannte ich nämlich nicht.

Es war Donnerstag. Am Freitag hatten wir noch Zeichnen und Naturgeschichte, und am Sonnabend

sollten wir unsere Zeugnisse erhalten. Nun hatte unser Lehrer einmal den Wunsch geäußert, wir möchten Stechapfel suchen, eine Pflanze, die bei uns sehr selten vorkam, und die zu finden als ein besonderes Verdienst des betreffenden Schülers angesehen worden wäre.

Was lag meinem Ehrgeiz näher, als alle Hebel in Bewegung zu setzen, um diese seltene Pflanze zu finden! Nach vielen erfolglosen Fahrten durch Wälder, Wiesen und Felder und nach endlosem, vergeblichem Nachfragen traf ich eines Abends die Schindermutter, ein als Hexe weit und breit verschrieenes altes Weib. Sofort kam mir der Gedanke, dass sie allein mir helfen könne. Furchtlos trat ich auf sie zu und fragte sie nach Stechapfel - und siehe - die Alte versprach mir das herrlichste Exemplar, wenn ich ihr dafür ein Körbchen Pflaumen bringe. Ich hätte ihr in meiner Freude die Kleider vom Leibe gegeben.

Am Donnerstagnachmittag, so gegen fünf Uhr, machte ich mich auf den Weg ins Schinderhaus. Der Tag war trübe und die Berge mit Nebel verhängt. Das Schinderhaus lag jenseits des Flusses.

Statt nun den Weg über die hohe steinerne Brücke zu nehmen, stieg ich den Abhang hinter dem Dorf hinunter und durchkreuzte das weite, steinige Flussbett, zwängte mich mühsam durch das dunkle, dichte Erlengebüsch und stand endlich vor dem rauschenden Wasser. Es ging nicht hoch, und überall standen gewaltige Steine, auf denen man leicht das jenseitige Ufer erreichen konnte. An einer Stelle teilte es sich sogar in zwei Arme, die ein kleines Stück Land umspannten, und die sich weiter unten

wieder vereinigten. Ganz mühelos sprang ich über das Wasser und erreichte das Schinderhaus.

Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte ich glücklich mit dem schönsten Stechapfel wieder zurück. Ich ging wie im Traume. Das Gelingen nach den vielen Bemühungen, das voraussichtliche Lob des Lehrers, meine besondere Stellung in der Schule - alles dies beseligte mich namenlos.

Unterdessen war es aber dunkel geworden. Ein heftiger Wind jagte durch die Erlen, die sich rauschend bogen und mich fast zur Erde warfen. Als ich an den Fluss kam, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Das Wasser war merklich gestiegen und wälzte sich als eine schwarze, drohende Flut an mir vorbei. Ich stutzte wohl einen Augenblick, aber ohne eine Gefahr zu ahnen, sprang ich dort, wo sich das Wasser teilte, von Stein zu Stein über den ersten Arm hinweg und stand nun auf festem Boden, zu beiden Seiten die schäumenden Wasser. Als ich den zweiten Flussarm überspringen wollte, sah ich plötzlich, dass es eine Unmöglichkeit war. Die Wogen schossen hoch über den Steinen weg. Ein gewaltiger Schrecken erfasste mich, und ich entschloss mich rasch, wieder über den anderen Arm zurückzukehren, aber als ich mich umdrehte, sah ich, wie auch dort das Wasser in den wenigen Augenblicken gestiegen war, dass ich nicht mehr zurück konnte. Das Stückchen Land, auf dem ich stand, wurde zusehends kleiner und kleiner. Ich sah die schreckliche Flut auf mich zukommen, und eine rasende Angst ergriff mich. Mein Stechapfel schoss auf den Wogen davon. Ich sank auf die Knie, sprang wieder auf, hob

die Arme empor, schrie, schrie wie eine Verzweifelte. Auf der fernen Brücke sammelten sich Menschen, die mir alle heftige Zeichen machten, dass ich zurück sollte. Die Entfernung ließ sie die große Gefahr nicht erkennen, in der ich schwebte.

Der Wind jagte mich fast in die Flut hinein. In den Erlen rauschte es unheimlich. Die Wogen tobten. Aus der fernen Schlucht schien sich ein Weltmeer über mich ergießen zu wollen. Die Leute schrien. Ich schrie, und die Nacht sank immer tiefer.

Da - teilten plötzlich zwei Hände das Gebüsch, und ein junger Bursche tauchte am Ufer auf. Mit einem gewaltigen Satze sprang er in die Flut von Felsblock zu Felsblock bis in die Mitte des Wassers. Dort blieb er, wie ein Fichtenbaum umrauscht von den tosenden Wassern, fest stehen und reichte mir eine Hand hinüber, riss mich dann so gewaltig über den Fluss, dass ich beinahe fliegend das andere Ufer erreichte.

Als ich mich nach meinem Retter umsah, war er verschwunden. Ich kehrte wie betäubt ins Dorf zurück. Auf dem Rathausplatz stieß ich mit den Leuten zusammen, die auf der Brücke gewesen waren. Sie schimpften ganz entsetzlich auf mich ein und meinten, ich verdiente solche Prügel, dass ich davon acht Tage lang nicht gehen könnte.

Innerlich wie erstarrt kam ich nach Hause. Meiner Großmutter wagte ich nichts zu erzählen, aber als ich im Bette lag, konnte ich lange nicht einschlafen. Ich musste alles noch einmal klar durchleben und durchdenken, und bei dieser Gelegenheit wurde mir erst recht bewusst, wie nah ich dem Tode gewe-

sen war und was für eine große Tat jener Bursche eigentlich an mir vollbracht hatte. Ganz deutlich stand er vor mir.

Mein Lebensretter! Er hieß Johann Martin Ambühl und war fünfzehn Jahre alt. Seine Eltern waren arme Leute, und er hatte noch vier jüngere Geschwister. Wir kannten ihn als einen klugen, aber wilden und rohen Mitschüler, jedoch in meinen Augen war er nun ein Engel.

Eine grenzenlose Dankbarkeit für ihn erfüllte mich. Lebensretter pflegt man zu belohnen. Das wusste ich, und plötzlich ließ mich der Gedanke nicht mehr los, ich musste ihm irgend etwas schenken, irgend etwas, das ihm Freude machte.

Prüfend erwog ich alles, was ich besaß, aber nichts, nichts war da, das man einem jungen Burschen schenken konnte. Mein Besitz gipfelte damals in einem Nähkörbchen mit rosa seidenen Kissen, einem Spiegelchen und einem silbernen Fingerhut. Ich hätte ihm das alles mit übervollem Herzen gegeben, aber was sollte er damit? Er hätte mich nur ausgelacht, und das wäre mir schrecklich gewesen.

Krampfhaft suchte ich weiter in meinen Schätzen. Ich besaß eine Knopfsammlung, etwa hundert Bilder, einen Band von »Heidi« - aber das genügte mir alles nicht - doch - ja - ich besaß noch etwas.

Blitzschnell sprang ich aus dem Bett und durchsuchte die Taschen meiner Schürze, und wirklich - nun hatte ich es, hielt es in meiner Hand und schlüpfte damit wieder ins Bett. Es waren zwanzig Rappen! Zwanzig Rappen! Für uns Kinder damals ein Vermögen, denn - was konnte man nicht alles

für zwanzig Rappen haben!

Also ich überlegte nun, was ich meinem Lebensretter für zwanzig Rappen kaufen sollte. Rote Zuckerstangen? Ein Lebkuchenherz? Kandiszucker? Bärendreck? Nein, nein, das schien mir alles nicht das Treffende zu sein. Wer wusste denn, ob der Johann Martin Ambühl überhaupt Bärendreck aß? Ich kannte Kinder, denen er viel zu süß war.

Also etwas anderes! Aber was? - Plötzlich fiel es mir ein, womit ich das Herz meines Lebensretters erfreuen konnte, denn um dieses Geschenk, das ich ihm machen wollte, lag auch noch das strengste Verbot sämtlicher Eltern, Lehrer und überhaupt der ganzen dörflichen Obrigkeit. Also war es um so köstlicher.

So fasste ich denn an diesem unseligen Donnerstag, abends um neun Uhr, im Bette den Entschluss, meinem Lebensretter in ewiger Dankbarkeit für zwanzig Rappen Zigarren zu kaufen!

Selig schief ich ein, und selig wachte ich am Freitag auf. Am Vormittag war es mir unmöglich, meine Einkäufe zu machen. Am Nachmittag jedoch trat ich mit pochendem Herzen in den kleinen Laden des Bäckers Schmid am Rathausplatz. Ich musste lange warten, bis jemand kam, mich zu bedienen, und ich hatte reichlich Zeit, nachzudenken, welche Zigarren wohl die feinsten seien.

Bei Schmid gab es damals zwei Sorten. Die einen waren kurz und dick und hießen »Stumpen«, die andern waren lang und dünn, mit einem Strohalm durch die Mitte, »Brissago« genannt. Diese kosteten zehn, die Stumpen dagegen nur fünf Rappen!

Nach schwerem Kampfe entschloss ich mich für eine Strohalmzigarre und zwei »Stumpen«. Mein kleines Paket unter der Schürze versteckt, ging ich in die Schule.

Ich war die erste. Nicht lange darauf erschien – wie war mir das Glück doch gewogen! – mein Lebensretter. Als er mich sah, lachte er. Da ging ich auf ihn zu, und, ohne ein Wort zu sagen, steckte ich ihm das Paket in seine Rocktasche und lief davon.

Wir hatten an diesem Nachmittage, wie schon gesagt, Zeichnen und Naturgeschichte und waren alle in einem einzigen Klassenraume vereinigt.

Nach einer Stunde lautlosen Arbeitens stand der Johann Martin plötzlich auf und bat um Erlaubnis, hinauszugehen.

Da er mir durch das Ereignis des vorhergehenden Tages so nahegerückt war, interessierte mich alles, was er tat und ließ, und ich wartete daher auch gespannt auf seine Rückkehr, aber – man stelle sich mein Entsetzen vor – eine halbe Stunde war vergangen, und er war nicht wiedergekommen. Eine weitere Viertelstunde – und noch war er nicht da. Was war geschehen? Wo mochte er sein?

Vom Kirchturm her klang es mahnend dreimal voll und schwer. Da stutzte der Lehrer und fragte ganz erschrocken: »Ist der Johann Martin nicht schon vor drei Viertelstunden hinausgegangen?« Alle bejahten es.

Da ging der Lehrer hinaus und kam auch nicht wieder. Nun standen wir alle auf und gingen ebenfalls hinaus, denn wir wussten, dass irgend etwas vorgefallen war.

Als wir in die Nähe eines gewissen Ortes kamen, bot sich uns ein wirklich mitleiderregendes Bild. Die Türe stand weit offen. An der Wand lehnte mein Lebensretter - bleich wie eine Leiche, das schwarze Haar wirr über der Stirn, die Augen wie im Tode gebrochen, die Arme schlaff herunterhängend. Von Zeit zu Zeit machte er eine seltsame Bewegung. Es war wie ein Krampf. Das Kinn schnellte nach vorn, Hals und Brust nach hinten, und dazu ertönten seltsame, gurgelnde Laute. Am Boden lagen ein paar Dutzend Streichhölzer, Überreste von Zigarren - - meiner Zigarren - und - - na - - lasst mich schweigen!

Der Lehrer schäumte vor Wut. Er packte den vollständig willenlosen Burschen hinten am Kragen und stieß ihn vor sich her in die Klasse zurück. Dort schleuderte er ihn gegen die Wand und schrie: »Du Lump! ... Du elender Lümmel! ... Deinen Eltern stiehlst du das Geld«

Da war es mir, als ob mir jemand einen gewaltigen Stoß nach vorn gegeben habe. Ohne Besinnen trat ich aus der Menge der totenstillen Schar und rief: »Das ist nicht wahr! Ich habe ihm die Zigarren gegeben, weil er mir das Leben gerettet hat!«

Der Lehrer sah mich verständnislos an. Dann fragte er ungläubig: »Du hast ihm die Zigarren gegeben?«

Und ich antwortete mit ganz unerhörtem Mute: »Ich wollte gestern über den Fluss nach Hause und war auf einmal mitten im Wasser. Wenn er mich nicht gerettet hätte, wäre ich tot, und darum habe ich ihm Zigarren geschenkt.«